

Weltwoche Verlags AG
8021 Zürich
043/ 444 57 00
www.weltwoche.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 77'951
Erscheinungsweise: wöchentlich

Themen-Nr.: 541.3
Abo-Nr.: 1008268
Seite: 28
Fläche: 94'741 mm²

Mister Gentech

ETH-Forscher Wilhelm Gruissem will mit Gentech-Pflanzen die Ernährungssicherheit weltweit verbessern. Damit stösst er in der Schweiz auf viel Ablehnung. Dennoch hält der Biotechnologe die Stellung. Es gelte, die Forschungsfreiheit zu verteidigen. Von Alex Reichmuth und Helmut Wachter (Bild)

Weiche Gesichtszüge, ruhige Stimme, zurückhaltende Ausdrucksweise. Eigentlich ist Wilhelm Gruissem ein sanfter Mensch. Kommt er aber auf das Moratorium für den Anbau gentechnisch veränderter Pflanzen zu sprechen, das in der Schweiz seit 2005 gilt, kontrastiert seine Wortwahl deutlich zu seiner Erscheinung. Mit Betroffenheit und Unverständnis reagiert er darauf, dass das Verbot der Agrogentechnik in der Schweiz nun mit faden-scheinigen Begründungen verlängert werden soll, gibt der ETH-Professor für Pflanzenbiologie zu Protokoll.

Anlass zu den jüngsten Diskussionen um das Moratorium bildet der Schlussbericht zum Nationalen Forschungsprogramm 59 (NFP 59), der vor wenigen Tagen publiziert worden ist. In diesem Forschungsprogramm ging es um den Nutzen und die Risiken bei der Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen. Der Bund hatte das Programm vor sieben Jahren nach dem Ja des Stimmvolks zum Moratorium aufgelegt, um aufgrund wissenschaftlicher Fakten entscheiden zu können, ob und unter welchen Bedingungen Gentechnik in der Landwirtschaft zugelassen werden kann. Ein solches Forschungsprojekt war im Vorfeld der Abstimmung gefordert worden.

Schlussbericht übergangen

Nachdem Wissenschaftler nun jahrelang die Risiken abgeklärt und die umfangreiche Fachliteratur gesichtet haben, ist das Fazit des Schlussberichts eindeutig: Es gibt keine Gründe, den Anbau von Gentech-Pflanzen in der Schweiz weiterhin zu untersagen. Dennoch ist eine Verlängerung des Moratoriums so gut wie ausgemacht. Nachdem der Bauernverband schon im letzten Winter eine Fortsetzung mit dem Argument verlangt hatte, das Label «Gentechfrei» biete der Schweizer Landwirtschaft einen Mehrwert, unterschrieben 121

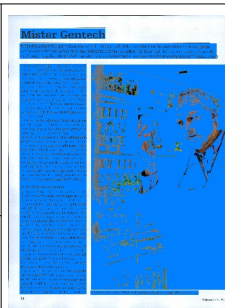
von insgesamt 200 Nationalräten einen entsprechenden parlamentarischen Vorstoss. Die Skepsis gegenüber Gentech in der Bevölkerung sei noch immer vorhanden, war eines der zentralen Argumente. Auch der Bundesrat hat bereits sein Einverständnis zu einer Verlängerung des Moratoriums signalisiert.

Dass die Empfehlungen im Schlussbericht zum NFP 59 einfach übergangen werden, frustriert Wilhelm Gruissem. «Warum muss man Gentech verbieten, wenn angeblich weder Konsumenten noch Bauern etwas davon wissen wollen?», fragt der ETH-Forscher rhetorisch. Denn wenn dieses Desinteresse wirklich bestünde, hätte die Technologie auch ohne Moratorium keine Chance.

Für Gruissem war das Forschungsprogramm 59 eine Herzensangelegenheit. Er war bei zentralen Teilen des NFP 59 beteiligt und hatte zudem die Aufgabe übernommen, als Sprecher der Freisetzungsversuche mit gentechnisch verändertem Weizen aufzutreten. Aufgrund seiner zahlreichen Auftritte in den Medien ist der gebürtige Deutsche so etwas wie das Gesicht der Gentechnik in der Schweiz. Gesucht hat er diese Rolle nicht. Denn sie bedeutet, regelmässig mit Beschimpfungen eingedeckt zu werden. Auch waren Gruissem und seine Familie schon Opfer von Vandalen-akten, verübt durch militante Gentech-Gegner. Diese verunstalteten sein Haus mit Sprayereien, leerten Farbfentferner über das Auto seiner Frau (Totalschaden) und schütteten Klebstoff über das Motorrad seiner erwachsenen Tochter.

Tomate gegen Herzprobleme

Am liebsten würde sich der 60-Jährige auf seine Forschungsarbeit konzentrieren, statt in der Öffentlichkeit zu stehen. Diese Forschungsarbeit ist vielversprechend. Gruissem forscht vor allem an Reis und Maniok – Pflan-



Weltwoche Verlags AG
8021 Zürich
043/ 444 57 00
www.weltwoche.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 77'951
Erscheinungsweise: wöchentlich

Themen-Nr.: 541.3
Abo-Nr.: 1008268
Seite: 28
Fläche: 94'741 mm²

zen, die in vielen Ländern grundlegend sind für die Ernährung der Bevölkerung. Das Ziel seiner Wissenschaftsgruppe an der ETH Zürich ist es, Maniok durch gentechnische Methoden widerstandsfähig gegen zerstörerische Viren zu machen. Es sei absehbar, dass bald entsprechende Pflanzen für den Anbau in Afrika freigegeben werden könnten, sagt Gruissem. Beim Reis gehe es darum, dessen Gehalt an Eisen zu erhöhen, um chronischem Eisenmangel in der Bevölkerung vorzubeugen. Auch hier seien konkrete Produkte in Griffweite. Entsprechend oft ist Wilhelm Gruissem in afrikanischen und asiatischen Ländern unterwegs, um anhand von Freisetzungsvorversuchen zu verfolgen, wie sich die im Labor entwickelten Pflanzen auf dem Acker bewähren. Allgemein steht die Gentechnik mit mehreren Produkten, die Mensch und Umwelt Vorteile bringen, vor dem Durchbruch. Eine Kartoffel, die resistent ist gegen die gefürchtete Kartoffelfäule, ist marktreif. Eine Tomate, die mit einem erhöhten Gehalt an Antioxidantien Herzkrankheiten vorbeugt, steht bereit. Eine Banane, gegen die gewisse Bakterien und Pilze keine Chance haben, ist bald anbaufähig.

Eigentlich könnte Gruissem als Gutmensch im besten Sinne gelten, der daran arbeitet, die Ernährungssituation der Weltbevölkerung zu verbessern. Doch die Gentechnik ist seit Jahren Zielscheibe von Umweltschützern, NGOs und gewisser politischer Parteien. «Dabei», meint der Forscher, «wurden, weltweit gesehen, schon Hunderte Millionen Franken in die Sicherheitsforschung von gentechnisch veränderten Organismen investiert. Und es ist kein einziger Fall bekannt, wo sich Gefahren für Mensch und Umwelt gezeigt hätten.»

Die Anwürfe, die Wilhelm Gruissem sich in der Öffentlichkeit gefallen lassen muss, kontrastieren zu seinem glänzenden Renommee in der Wissenschaftsgemeinde. Dabei ist er einst durch Zufall zu seinem Fachgebiet gekommen: Als junger Molekularbiologe in den USA forschte er anfänglich an Tieren und untersuchte die Funktion von Genen in der Zelle. Weil es keine Angebote für die gewünschten

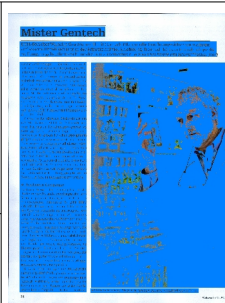
tierischen Gene gab, setzte er in der Not auf pflanzliche Gene. Überraschenderweise waren diese mit dem tierischen Material kompatibel. Gruissem forschte weiter an den Konsequenzen, die sich aus dieser Beobachtung ergaben, und gründete seine weitere wissenschaftliche Karriere auf Pflanzen. Er schwärmt von der «fantastischen Aufbruchsstimmung» und dem «Entdeckermodus», die ihn damals in den USA beseelt haben. An der Universität Berkeley in Kalifornien baute der grossgewachsene Forscher das Departement für Pflanzenbiologie auf und stand schliesslich einer stattlichen Abteilung mit 31 Professuren vor.

Im Jahr 2000 nahm Wilhelm Gruissem ein Angebot der ETH Zürich für eine Professur für Pflanzenbiotechnologie an. «Genauso wie Berkeley hatte die ETH Zürich einen weltweit hervorragenden Ruf und hat es noch immer», begründet der Biologe den Entscheid. Er kam auch darum nach Zürich, weil das Stimmvolk 1998 die Genschutz-Initiative verworfen hatte, die rigorose Verbote in seinem Forschungsbereich gebracht hätte. «Für mich war dieses Abstimmungsergebnis der Beleg, dass die Schweiz forschungsfreundlich ist», erinnert sich Gruissem – eine Annahme, die sich als falsch herausstellen sollte: 2005 sagte die Schweiz ja zu einem fünfjährigen Moratorium für die kommerzielle Freisetzung von Gentechnik-Pflanzen. 2010 wurde das Moratorium um drei weitere Jahre verlängert.

«Wie ein Auto, das man nie fahren darf»

Die zunehmende Wissenschaftsfeindlichkeit in der Schweiz und anderen europäischen Ländern bereite ihm Sorgen, sagt Gruissem. Er befürchte, dass bald auch Schluss sein könnte mit vielversprechenden Forschungszweigen wie Stammzellenforschung oder Nanotechnologie, wenn die Politik erst einmal der Gentechnik definitiv den Garaus gemacht habe. «Wissen ist aber der einzige Rohstoff, den die Schweiz hat. Dazu sollte sie Sorge tragen.»

Doch ist es nicht so, dass das Gentechnik-Moratorium nur die kommerzielle Verwertung ent-



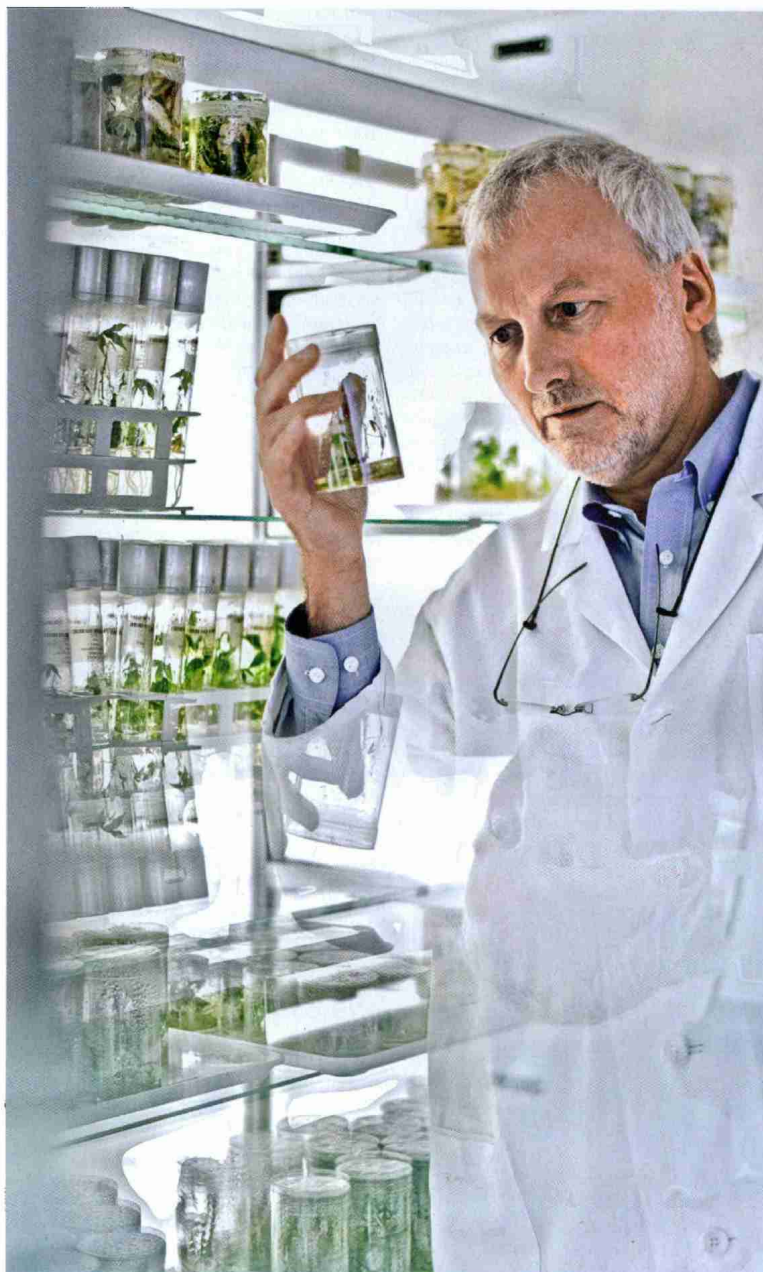
Weltwoche Verlags AG
8021 Zürich
043/ 444 57 00
www.weltwoche.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 77'951
Erscheinungsweise: wöchentlich

Themen-Nr.: 541.3
Abo-Nr.: 1008268
Seite: 28
Fläche: 94'741 mm²

sprechender Pflanzen verbietet, nicht aber die Forschung an ihnen? Gruissem winkt ab. Eine solche Haltung sei «scheinheilig», denn Forschung ohne Anwendung könne auf Dauer nicht existieren. «Das ist, wie wenn Sie ein Auto bauen, aber nie mit ihm fahren dürfen.» Wissenschaftliche Arbeit müsse irgendwann einen Nutzen zeigen. Schon heute habe Europa in der Biotechnologie «den Zug verpasst», mahnt Gruissem. An der ETH Zürich gebe es auffallend wenig Hauptfach-Studenten in Biotechnologie, und Doktorierende kämen fast ausschliesslich aus Afrika, Asien oder Indien. Ausländische Forscher aber würden kaum auf Dauer in der Schweiz bleiben, da sie ihr Wissen in den Heimatländern einsetzen wollten. Gruissem fragt sich, woher Bundesämter und nationale Forschungsanstalten in Zukunft ihre Biotechnologie-Experten rekrutieren sollen, wenn sich weiterhin so wenige Schweizer für dieses Fach interessieren.

Trotz aller Rückschläge, was die Akzeptanz der Agro-Gentechnologie angeht: Wilhelm Gruissem bereut es nicht, in der Schweiz zu arbeiten. Er habe Hoffnung, dass der Widerstand gegen die Gentechnik irgendwann bröckle. Denn man komme immer weniger an der Tatsache vorbei, dass es in der Landwirtschaft Innovationen wie Gentechnik brauche, um eine steigende Weltbevölkerung ernähren zu können. In persönlichen Gesprächen gelinge es ihm jeweils gut, Skeptiker vom Nutzen der Biotechnologie zu überzeugen. Gruissem hofft also auf Vernunft und Einsicht – was nach all den Rückschlägen der letzten Jahre durchaus erstaunlich ist. ○



«Wissen ist der einzige Rohstoff, den die Schweiz hat»: Biotechnologe Gruissem.